Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

DER ZAUBERER PRIVAT

Thomas Manns Tagebücher 1933–1934 und sein Briefwechsel mit Alfred Neumann

Mit Thomas Manns Tagebüchern hat es eine besondere Bewandtnis. Zum einen hat der Dichter zweimal in seinem Leben vernichtet, was er Tag für Tag aufgezeichnet hatte: 1896 in München die Tagebücher, die er seit seiner Gymnasiastenzeit geführt hatte, und 1945 in Pacific Palisades jenen Koffer voller Wachstuchhefte, den der Emigrant unter grosser Aufregung aus München, wo ihn sein nationalsozialistischer Chauffeur schon – statt auftragsgemäss zur Bahnspedition – ins Braune Haus gebracht hatte, durch seinen Rechtsanwalt auslösen und herausschmuggeln liess. Wahrscheinlich meinte er, als er kurz vor der Rückkehr nach Europa sein kalifornisches Haus bestellte, er müsse die Aufzeichnungen ohne jede Kontrolle über ihr weiteres Schicksal zurücklassen. Dies nämlich ist – neben der Vernichtung früherer Diarien – die zweite Eigentümlichkeit: Thomas Mann hielt seine Tagebücher streng unter Verschluss, auch vor seiner Frau und seinen Kindern. Seine Unruhe, die eingeschlossenen Hefte in München zurückgelassen zu haben, ist eine der grossen Sorgen der allerersten Zeit im Exil. Es fällt ihm ein Stein vom Herzen, als er den schon beschlagnahmt geglaubten Koffer an der französischen Riviera in Empfang nehmen kann. Und dann hat er ja auch bestimmt, dass die Tagebücher, die er seit 1933 geführt hat, erst zwanzig Jahre nach seinem Tod eröffnet werden durften. Verschnürt und versiegelt lagen sie während dieser Frist im Thomas-Mann-Archiv in Zürich.

Alles das liesse vermuten, die Tagebücher enthielten Sprengstoff, streng geheim zu haltendes Material, allzu Persönliches vielleicht oder auch dem streng gehüteten Image des Schriftstellers Abträgliches. Die erste Veröffentlichung, die jetzt vorliegt (die Jahre 33 und 34 betreffend), wäre dann insofern enttäuschend, als eigentlich kaum eine Spur derartiger Verfänglichkeiten oder auch nur mehr oder weniger sensationeller Enthüllungen darin zu finden ist[1]. Was die Tagebücher enthalten, sind vorwiegend Aufzeichnungen über den klar geregelten Tageslauf, über die hundert Kleinigkeiten einer Lebensspur, die man sich – im Gedanken an das in weiteste Räume ausgreifende schriftstellerische Werk – abenteuerlicher und in gewaltigen Ausschlägen verlaufend vorstellt. Nun ist allerdings die Arbeitsdisziplin und das Bestehen auf einem streng geregelten Tagesablauf als besondere Eigenschaft des bürgerlichen Schriftstellers Thomas Mann längst kein Geheimnis mehr. Die Tagebücher aber liefern dazu den pedantisch-genauen Beleg. Sie verzeichnen zum Beispiel, dass er vor dem Frühstück gebadet hat, dass ein langer Brief vom

Münchner Rechtsanwalt Heins eingetroffen ist über die vorsorglichen Sicherstellungen, die das Finanzamt in München vorgenommen hat: Das Haus, die Honorare «*bei allen in Betracht kommenden und nicht in Betracht kommenden Verlegern*», die Bibliothek sind beschlagnahmt. Aber der aussergewöhnlichen, bösen Lage zum Trotz hat er bis ein Uhr gearbeitet, dann im Garten Keller gelesen. Unvermindert sei die Fliegen-Heimsuchung –, Thomas Mann befindet sich an der französischen Riviera. Man macht sich um fünf Uhr zu Fuss auf, um Schickeles zu besuchen, verbringt dort einige Zeit und macht dann in ihrem Wagen eine Spazierfahrt über einen verfallenen Ort nach Cyr und von dort nach Bandol und Sanary zurück. Die Abende, so wird beigefügt, seien nicht kühl, aber sehr feucht, machten «*transpirieren*» und seien «*sehr erkältungsgefährlich. Viele Leute haben Halsschmerzen*». In dieser Weise – wie in der hier resümierten Eintragung vom 30. August 1933 – hält Thomas Mann fest, wie er seinen Tag verbringt. Über die letzten zweiundzwanzig Jahre seines Lebens liegt darum in den Tagebüchern ein rundum erstaunliches Dokument vor: die mikroskopisch-exakte Nahaufnahme, die Chronik der Kleinigkeiten aus dem Leben eines Repräsentanten seines Zeitalters.

Denn dies ist offensichtlich sein Selbstverständnis und die Rolle, die ihm zukommt. In seinem berühmten Brief an die Universität Bonn, im vierten Jahr seines Exils geschrieben, als ihm die deutsche Staatsbürgerschaft und in der Folge auch die Würde eines Ehrendoktors aberkannt worden waren, spricht er von der «*Schicksalsirrtümlichkeit*» seiner Lage als Flüchtling und erinnert daran, wie sehr er sich «*in glücklichem Einvernehmen mit den seelischen Anlagen*» seiner Nation, «*in ihren geistigen Traditionen sicher geborgen*» gefühlt habe. «*Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Hass zu nähren.*» Die Tagebücher der Jahre 1933 und 1934, die *Peter de Mendelssohn* jetzt als ersten Band herausgegeben hat, zeigen den Repräsentanten verunsichert. Seine Ablehnung des neuen Regimes ist vom ersten Tag an entschieden und klar; aber da er nicht zum Märtyrer geboren ist, sucht er sich in der neuen Lage so komfortabel wie möglich einzurichten. Huldvoll nimmt er auch weiterhin den Tribut an Bewunderung und Anerkennung entgegen, wenngleich sich da auch Enttäuschungen häufen, weil alte Freunde in Deutschland auf Distanz gehen. Die Zeiten sind auf beunruhigende Weise anders geworden. Seit Thomas Manns Exil begonnen hat, plagen ihn Ängste und Zweifel. Das hat nichts mit seiner wirtschaftlichen Situation zu tun. Die Einkünfte des Meisters sind nach wie vor beträchtlich und übrigens im Tagebuch säuberlich vermerkt. Er kann sich die besten Hotels leisten, er erwirbt als Ersatz für den Wagen, der unbenutzt in München zurückgeblieben ist, eine Limousine der Marke Fiat und rühmt das bequeme Gefährt, sooft er es braucht. Er ist sich seines eigenen Wertes bewusst, durchaus auch in dem Sinne, der sich in Geld ausdrücken lässt. Für einen Vortrag im Schauspielhaus kassiert er in den frühen dreissiger Jahren fünfhundert Franken, für ein zehnteiliges Feuilleton in der «*Neuen Zürcher Zeitung*» tausend. Was auffällt, ist eben diese dem Alltag, den Steuersor-

gen etwa, der Wohnungssuche und vor allem dem körperlichen und seelischen Befinden zugewandte Dokumentationstreue. Über die Arbeit am Werk – in den ersten Jahren des Exils die Josefsromane – vernimmt man gerade nur, dass sie mühsam voranschreitet. Er trägt in seine Tagebücher ein, was er geschrieben hat: eine Seite, eine halbe Seite, gar nichts. Zeitungslektüre, Besuche, Gespräche, Spaziergänge, die tausend Verrichtungen eines geregelten Lebens sind genau verzeichnet. Der Leser erfährt, wann Thomas Mann erwacht ist und wie er geschlafen hat, wann er sich rasiert und Toilette gemacht hat. Wann und mit wem hat er den Tee getrunken? Was liest er? Vor allem sind die täglichen Aufzeichnungen eine Chronik seines Befindens. Nervöse Reizzustände beschreiben sie genau, und man erfährt auch, welche Tabletten der Schriftsteller schluckt und wie sie gewirkt haben. Zum Zahnarzt ist er höchst ungern gegangen, aber was da jeweils vor sich geht, ist ebenfalls festgehalten, von den «*peinlichen*» Schmerzen bis zur lästigen «*Gummimaske*» vor dem Gesicht.

Für die Thomas-Mann-Forschung sind die Tagebücher zweifellos wichtig. Peter de Mendelssohn ist zudem der Meinung, sie seien von hohem literarischem Wert, was ich eher bezweifeln möchte. Immerhin, es ergibt sich aus ihnen eine Ergänzung des Zeitbildes, und ihr Quellenwert soll jedenfalls nicht bestritten werden. Aber im Grunde machen sie vor allem sichtbar, dass der Schriftsteller lebt, indem er schreibt. Was sonst über seinen Alltag zu berichten ist, über die Besuche, die er empfängt, die Gespräche, die Korrespondenz, die gesundheitlichen Schwankungen in seinem Zustand, ist in diesem Fall wenigstens von untergeordneter Bedeutung. Sein wahres Leben ist das stetig wachsende Werk. Ansonsten repräsentiert er –, wenn es sich wenigstens um Thomas Mann handelt.

In diesem Zusammenhang nun scheint mir ein Umstand reizvoll. Die Familie hat den Vater den «*Zauberer*» genannt, und das wäre einigermassen überraschend, wenn man sich seine Tagesabläufe und seine Gewohnheiten aus den Tagebuchnotizen von seiner Hand vorzustellen versucht. Ein Zauberer ist er offensichtlich nur als Erzähler, und mehr noch ist er es, wenn er höchstselbst vorträgt, was er geschrieben hat. Es war seine Gewohnheit, im engsten Familienkreise, allenfalls auch im Beisein von Freunden und Bekannten, bei sich zu Hause aus dem Werk vorzulesen, das im Entstehen begriffen war. Die Verwandlung der alltäglichen, bürgerlich korrekten und keinesfalls zauberischen Wirklichkeit durch den Geist der Erzählung, die «*höhere Heiterkeit*», die durch Form und Ausdruck in die Welt des gewöhnlichen Daseins einbricht: sie sind in den Tagebüchern nicht spürbar und nicht gegenwärtig. Da erscheint der Zauberer ganz privat, seiner Requisiten und Insignien bar und gleichsam abgeschminkt, ein Verwandlungskünstler vor oder nach seinem Auftritt. Aber vielleicht ist eben gerade die bürgerliche Alltäglichkeit, wie sie in Thomas Manns Tagebüchern greifbar ist und wie er sie lebte, das Sprungbrett für seine hohen Künste. 1945 erschien – zu seinem siebzigsten Geburtstag und aus der Feder des Freundes *Alfred Neumann* – in der «*Neuen Rundschau*» ein Feuilleton mit dem Titel «*Thomas Mann liest vor*». Unter anderem liegen dieser reizvollen, höchst aufschlussreichen Schilderung eines bezaubernden Vorgangs auch Erfahrungen

aus der Küsnachter Zeit zugrunde, während welcher die Neumanns Thomas Mann besucht haben[2].

Es gibt ja genug Zeugnisse dafür, wie respektgebietend korrekt sich der grosse Schriftsteller auch in der Öffentlichkeit zu geben pflegte. Eines davon übrigens steuert *Robert Walser* bei, von dem *Carl Seelig* die folgende Charakterisierung überliefert[3]. Thomas Mann, sagt Walser auf einer der «*Wanderungen*», habe von Jugend auf alles gehabt: Bürgerruhe, Sicherheit, Familienglück, Anerkennung. Nicht einmal die Emigration habe ihn umwerfen können, und dann wörtlich: «*Er hat auf fremdem Boden weitergeschrieben wie ein fleissiger Prokurist in seinem Kontor, so die Josefsromane, die trocken und erschwitzt wirken, lange nicht so schön wie die erstaunlichen Frühwerke. Irgendwie merkt man den späteren Sachen die Stubenluft an, und so sieht ihr Verfertiger auch aus: wie einer, der immer fleissig hinter dem Schreibtisch und den Kontorbüchern gesessen hat. Aber seine bürgerliche Ordentlichkeit und seine fast naturwissenschaftliche Bemühung, jedes Detail an die rechte Stelle zu setzen, hat etwas Respektgebietendes.*»

Das, meine ich, trifft doch eher auf Thomas Manns Lebensführung, auf seinen persönlichen Stil zu, wie er in den Tagebüchern nun auch literarisch dokumentiert ist. Was jedoch Alfred Neumann in dem erwähnten Feuilleton beschreibt, ist die Verwandlung des Prokuristen in den Zauberer. Er spricht von der «*Spröde*» seines Gastgebers und davon, wie er die Brille aufsetzt und an den Schreibtisch tritt, wobei seine Zigarre gerade eben im besten Zuge der ersten Hälfte ist, eine respektable Marke selbstverständlich. Aber der Freund weiss aus Erfahrung, dass es bald um die Zigarre des Vorlesers geschehen sein wird; er wird sie mit einem flüchtigen Seitenblick des Bedauerns weglegen. Neumann beschreibt noch ein paar Zeilen lang die umständlichen Vorbereitungen: wie sich Thomas Mann in den Lehnstuhl (nicht an den Schreibtisch) setzt, «*in gehaltener Lockerung des Körpers, würdig bequem und ausserordentlich signoril*», wie er ein paar erläuternde Vorbemerkungen formuliert, während sein Hund sich zu seinen Füssen niedergelegt hat. Und dann also liest er, was Neumann folgendermassen beschreibt: «*Das Besondere an der Leseweise Thomas Manns – und innig verwandt mit dem Beinamen des ‹Zauberers›, den ihm seine Kinder geben – ist die Magie seiner Korrektheit. Sein Wortton ist sonor, hanseatisch gefärbt, doch ohne die kleinste Beimischung von Dialekt, sein Vortrag ist getragen und bis zum Skandieren deutlich; wer ihn zum ersten Male hört (und zu lesen anfangen hört), mag an den ‹Magister Germaniae› denken – und irrt sich und fühlt seinen Irrtum bald. Denn da ist sein eigentümlicher Tonfall, und schon beginnt die Magie, die weisse und die schwarze. Der Ton geht auf und ab, ist bewegt und bewegend, modulierend und modellierend, formt Wort, Satz und Sinn und fängt den Menschen. Ja, die magistrale Stimme ist ein Menschenfänger, und da sie es sowohl in der Schilderung als auch in der Wirkung tut, sowohl die Person des Buches als auch den Zuhörer kaptiviert, ist es ein magisches, wenn nicht gar ein dämonisches Geschäft. Sie vollbringt es nicht etwa mit dunkelmännischer Beschwörung, sondern im Gegenteil mit einer Art Überlichtung, mit einer solchen Luzidität der Schilderung und der Wirkung, dass für den Hörer jede Schwierigkeit der Aufnahme entfällt. Die*

Thomas Mannsche Sprachfuge, jene syntaktische Komposite, die Anforderungen an den Leser stellt und manchen ängstigt, verzaubert sich im Hören, im Anhören seiner Interpretation, zur Selbstverständlichkeit, und Jaakobs zeitbrunnentiefes Gleichnis von Gott wird mündliche, mundnahe Überlieferung.»

Ich entnehme diese Stelle dem *Briefwechsel Thomas Mann/Alfred Neumann*, den ebenfalls *Peter de Mendelssohn* herausgegeben hat und der von 1917 bis zu Neumanns Tod 1952 die Freundschaft der Briefpartner dokumentiert. Das Feuilleton aus der «Neuen Rundschau» ist mit Recht in die Briefsammlung aufgenommen, weil es in ihren biographischen Zusammenhang gehört. Es fällt auf, wie sehr sich darin Vokabeln wie «*Magie*», «*magisch*», «*kaptiviert*», «*dämonisches Geschäft*», «*verzaubert*» auf knappem Raume häufen. Und eindrücklich wird darin auch beschrieben, woher diese Verzauberung ihren Ausgang nimmt: die Abenteuer des Geistes und der Sprache gehen unmittelbar aus bürgerlicher Korrektheit und Ordentlichkeit hervor. Thomas Manns «Zaubertrick» – wenn es für einmal gestattet ist, im Bild zu bleiben – besteht im bewussten und virtuosen Ausspielen des Gegensatzes zwischen seiner Lebensweise und seinem Werk, zwischen dem «Prokuristen» und dem «Gaukler». Er hat – die Tagebücher belegen es hinreichend – keine Anlage zum Bohémien, keine Künstlerallüren im landläufigen Sinn. Er wirkt als Privatmann eher wie ein Professor oder ein höherer Beamter, korrekt, signoril und sauber rasiert. Erst wenn er zu lesen beginnt, was er geschrieben hat, wenn er das Geheimnis lüftet über den prallen Früchten seiner diszipliniert absolvierten Arbeitsstunden, löst sich die säuberlich geornete Welt auf und verwandelt sich in einen Zaubergarten. Seine Tagebücher, soweit sie der Öffentlichkeit nun vorliegen, zeigen ihn fast stets in nüchterner, spröder Verfassung, ein wenig wehleidig auch. Aber dass es die Welt des Zauberers privat ist, in die wir Einblick haben, geht schon aus den zahlreichen Hinweisen hervor, mit denen der Tagebuchschreiber die Wirkungen seiner häuslichen und öffentlichen Lesungen registriert. Er bemerkt jedesmal, wenn er «*lebhaft*» gelesen hat, wenn sein Publikum von seinem Vortrag «*angetan*» war und Beifall gespendet hat. Wie ein Schauspieler achtet er gar auf die Zahl seiner «Vorhänge», wenn er in öffentlichen Sälen liest. Er kennt, was Alfred Neumann die Magie seiner Korrektheit nennt.

*

Herausgeber sowohl der Tagebücher wie des Briefwechsels mit Alfred Neumann ist Peter de Mendelssohn, der Biograph Thomas Manns. Er hat aus intimer Kenntnis der Quellen einen umfangreichen Anmerkungsteil, ein Register und erläuternde Vorbemerkungen beigesteuert. Die Publikation weiterer Tagebuch-Bände ist vorgesehen.

Anton Krättli

[1] Thomas Mann, Tagebücher 1933/34, herausgegeben von Peter de Mendelssohn. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1977. – [2] In: Thomas Mann/Alfred Neumann, Briefwechsel, herausgegeben von Peter de Mendelssohn. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1977. – [3] Carl Seelig, Wanderungen mit Robert Walser. Bibliothek Suhrkamp, Band 554, Ausgabe mit freundlicher Genehmigung der Carl-Seelig-Stiftung Zürich, 1977.

GROSS-SCHRIFTSTELLER SIMENON

Zur Werkausgabe beim Diogenes-Verlag[1]

«In Wirklichkeit leben und lebten wir viel weniger, als wir das meinen. Ich glaube, dass bei den meisten Individuen eine kleine Zahl von Gipfelpunkten, von bewegenden oder farbigen Augenblikken ihre Existenz zusammenfasst – eine so kleine Zahl, dass man am Ende gerade soviel hat, wie in die hohle Hand geht.»

Das diktierte Georges Simenon am 22. Juli 1975, und wir lesen es im kürzlich französisch erschienenen Band seiner Tagebücher «*Un banc au soleil*», «*Eine Bank an der Sonne*». Was ist der Anlass dieser selbstkritischen Betrachtung? Immerhin ist das, von früheren autobiographischen Schriften ganz abgesehen, der neunte Memoirenband, den dieser Autor vorlegt. Simenon hatte eine Reihe von Erinnerungswerken gelesen, deren Autoren – Politiker, Schauspieler, Chansonniers – er gut gekannt hat; mit Enttäuschung findet er darin nur jene Geschichten, die sie ihm mindestens vierzigmal erzählt hatten, und die sie nun, wo sie an die achtzig sind, mit dem gleichen Augenzwinkern und der gleichen Betonung wiederum zum besten geben. «Das beunruhigt mich» – schreibt Simenon – «hinsichtlich meiner eigenen fast täglichen Diktate.»

Und in der Tat, wenn wir vom ersten zu den «Memoiren» gerechneten schmalen Buch «Brief an meine Mutter» absehen – ein Meisterwerk und zum Verständnis Simenons unentbehrlich –, so sind diese Aufzeichnungen zwar gewinnend unprätentiös, aber gar sehr ausführlich. Der nunmehr 75jährige findet alles, was ihm Tag für Tag widerfährt, mitteilens- und sogar wiederholenswert. Gewiss, jeder einzelne Band kann auf einen Sitz gelesen werden; diese Kürze macht die Ausführlichkeit wett.

Simenon hat Hunderte von Büchern geschrieben, er hat Tausende – er sagt sogar: Zehntausende – von Frauen «besessen», wobei er dieses Wort allerdings in Anführungszeichen schreibt. Er hat an Bord seiner Schiffe oder in Arizona und in vielen anderen Gegenden Jahre verbracht – also was man ein erfülltes Leben, eine Vita activa nennen darf. Sein Leben ist reicher, vielschichtiger als dasjenige aller seiner Gestalten, mit Ausnahme des wandlungsfähigen Maigret, des Kommissars, der ihn durch vierzig Jahre als sein Held und *alter ego* begleitet hat; um so mehr muss man sich fragen, warum jeder einzelne der Romane spannender und bewegender ist als der Bericht über das eigene Leben – soweit es nicht um die Kindheit, die Jugend geht, über deren Nöte und Demütigungen Simenon nie hinweggekommen ist und ohne die er alle jene durch Erniedrigung, durch Verletzung ihrer Würde geprägten Gestalten seiner Phantasie nicht geschaffen hätte.

Auch die Romane sind meist handlungsarm; ihr Rahmen, ihre Themen sind Alltag. Zunächst ist alles banal, vertraut, gewohnt. Kommissär Maigret, treuliebender Gatte einer schweigsamen, vorzüglich kochenden Frau – ein Simenon-Fan hat ein Buch über die Rezepte der Madame Maigret veröffentlicht –, ist allerdings nicht realistisch.

Er leistet sich Übergriffe, die auch in Frankreich nicht geduldet würden, macht in seinen Ermittlungen grobe Fehler, vernachlässigt wichtige Spuren, verzichtet darauf, entscheidende Zeugen zu verhören, dafür saugt er sich wie ein Schwamm voll von der Atmosphäre; aus deren Nebel verdichtet sich schliesslich die Erkenntnis wer der Täter war, als ein innerliches von Sympathie durchdrungenes Verstehen, das keinen Raum für eine moralische Verurteilung lässt, ja, der Kommissar entzieht zuweilen den Schuldigen dem Gericht und behält seine Erkenntnisse für sich.

Es unterscheidet die Romane von den späteren Memoiren, dass sie den Leser nicht in eine einfache, sondern in eine doppelte Welt einführen. Alles Vertraute befremdet plötzlich den Betroffenen – jeder Roman hat immer eine einzige zentrale Figur, und die sogenannten «psychos» haben oft die Form eines Bekenntnisses. Einer meinte, Kommunikation mit der Umgebung oder den ihm Nächsten zu haben, und spürt auf einmal, dass er sich mit keinem Menschen versteht – auch sich selber nicht versteht. Auf einmal wird alles sonderbar. Das führt zu extremem Verhalten, Flucht, Versuch die eigene Identität abzuschütteln, Verbrechen, Selbstmord – und dieses Verhalten eines in Extremsituationen getriebenen Menschen wird zu seiner zweiten Normalität, in der er seine Wahrheit erfährt. Es beginnt also mit einer Selbstverständlichkeit und führt zu einer anderen Selbstverständlichkeit – zum Beispiel die Verwirklichung eines Vatergefühls wie in «Der Uhrmacher von Evarton» oder die Entdeckung des Nichtdazugehörens, wie sie der russisch-jüdische Antiquar in einer Kleinstadt in «Der kleine Mann von Archangelsk» macht, der sich mit seiner Umgebung völlig identisch fühlt und nach dem Verschwinden seiner verhurten Frau von allen für den Mörder gehalten wird, dann die Beweise seiner Unschuld nicht zur Geltung bringt, sondern sich erhängt.

Es kommt aber auch vor, dass diese Flucht aus dem bisherigen Leben, diese Ausstossung nicht ein neues Verhältnis zur eigenen Existenz herbeiführt; es geht zurück zum Ausgangspunkt, wie im Roman mit dem ironischen Titel «Ein Leben fast wie neu». Die Normalität war auf einmal unerträglich, die Veränderung war aber auch keine Verwandlung, sondern eine Illusion. Oft bietet die letzte Seite des Romans eine Überraschung. Zum Beispiel in «Der Mann mit dem kleinen Hund» – deutsch bei Diogenes –, ein Roman von dem Alfred Andersch gesagt hat, er allein genüge für den Ruhm eines Autors. Der Ich-Erzähler hat den Liebhaber seiner Frau erschossen, das Gericht versteht die Kränkung, die Eifersucht, und urteilt milde. Uns Lesern aber beichtet dieser Erzähler, er habe für eine ganz andere Demütigung Rache genommen, weil er damit nicht leben konnte. Ohnehin ist die Tragödie der Missachtung, der beleidigten Würde das häufigste unter den an Zahl beschränkten Motiven, mit denen Simenon arbeitet – die er vielmehr aus der eigenen Substanz schöpft. Wenn Simenon nach Gogol, den er am höchsten stellt, und neben Tschechow, Dostojewskij verehrt, so ist es gewiss vor allem der Autor von «Die Erniedrigten und die Beleidigten».

Auch die späten Memoiren sind allerdings nicht ohne Drama. Da ist die heftige und dauernde Bindung an Teresa, die Italienerin, die eine Angestellte seiner Frau war – vom Verleger Mondadori eingeführt –, und die Si-

menon einmal plötzlich und wortlos «nahm», als sie über einen Tisch gebeugt arbeitete. Daraus wurde eine tiefe Liebe, es kam zur Scheidung, und die Angst vor allem, was die seither ständig prozessierende geschiedene Gattin Denise nach seinem Tode noch an Unheil stiften könnte, untergräbt das Behagen dieses gesicherten Lebensabends. Doch sind die Memoiren oft anekdotisch, voll von Betrachtungen, in denen Originalität zwar nie gesucht, aber auch nie erreicht wird. Ereignislosigkeit ist kein Kriterium – sie kennzeichnet viele berühmte Tagebücher. Es geht um etwas anderes. Die Aufzeichnungen eines Dostojewskij würden auch den Leser ergreifen, der nichts von den Romanen des Russen wüsste. Diese Notate Simenons hingegen sind nur für Leser interessant, die ohnehin seine «fans» sind und die den Protäus in Hunderten von Gestalten endlich in seiner «eigentlichen Gestalt» fassen möchten. Doch ist jede der erfundenen Gestalten packender gegenwärtig als der Gestalter – soweit es sich nicht um die Kindheit, die Jugend handelt; da bleibt der stark autobiographische umfangreiche Roman «Pedigree» zum Verständnis des Menschen wie aller Motive des Werks unentbehrlich; hier haben wir die Kindheit in Lüttich, die Mutter, die flämisch und deutsch spricht und von der Armut geprägt und verformt bleibt.

Die Romane enthüllen Komplexe, Nöte, Träume. Es geht nie um einen zu lösenden Fall, immer um ein zu erhellendes Schicksal; treffend ist bemerkt worden, dass Simenons Gestalten trotz der kargen, an Vokabular bewusst eingeschränkten dennoch dichterischen Sprache ein Innenleben haben, das sie geheim halten und ummauern.

Simenon, der so viele Frauen genommen hat, ist kein Romancier der Frauen. Die vertreten die Häuslichkeit, die Konvention im guten wie im schrecklichen Sinn oder aber die sexuelle Bereitschaft in sehr direkter Form. Ein Kenner hat alle Romane Simenons aufgezählt, in denen wir von Frauen und Mädchen erfahren, dass sie keinen Schlüpfer tragen, damit es einfacher sei. Die eine Person, um die jeder Roman kreist, ist fast immer ein Mann. Was ihm widerfährt hat jeweils mit dem ungewollten Übergang von Ritus und Routine zu Schicksal zu tun, das – es sei wiederholt – auch bei Verbrechen nicht als Schuld wirkt, denn Simenon selber verurteilt nie.

Die Dichte der Romane ist mit ihrer Kürze verbunden – ohne Pause in Tagen, höchstens Wochen geschrieben, dazu bestimmt, ohne Unterbrechung gelesen zu werden. Diese Stärke ist aber auch eine Grenze. Die Weltliteratur bietet «grosse Romane», in denen wir in ein dichtes Geflecht von Beziehungen gezogen werden und die beim fünftenmal spannender sind als beim ersten. Romane, die eine bestimmte Situation zu ihrer extremen Konsequenz führen und dann oft in einer Pointe enden, können nicht in dieser Weise lang und tief wirken. Die Kürze wird zur Verkürzung, wir lebten uns eben noch in ein Schicksal ein, und durch das Prestissimo des jähen Endes wird es zu einem Mechanismus – überraschend, aber nur für einmal.

Es gibt Romane Georges Simenons, für die dieser Vorbehalt – genauer gesagt: diese Definition – nicht gilt; manche davon nennt André Gide in den Briefen an Simenon; die «Marie vom Hafen», das «Testament Donadieu» gehören dazu, mindestens ein Dutzend mehr. Nur darf die quantitative Pro-

duktion, auch wenn sie staunens- und sogar bewundernswert ist, nicht mit literarischer Schöpferkraft verwechselt werden.

Um die Erkenntnis, dass Georges Simenon, der weltberühmte Volks- und Erfolgsautor ein hervorragender Schriftsteller ist, dessen Romanwelt einen ganzen Kosmos bildet, muss längst nicht mehr gerungen werden. Der Memoirenschreiber Simenon gehört bereits selber zur Nachwelt des Romanciers, der er nicht mehr ist. Auch wir sind in diesem Sinn Nachwelt des Romanciers, weshalb wir uns differenzierend seiner Eigenart und seiner Grenze bewusst sein dürfen. Georges Simenon ist oft ein «Gross-Schriftsteller», unter dessen Romanen sich etliche Varianten und Dubletten finden. Daneben jedoch bleibt immer noch ein grosser, in seinen besten Romanen sehr grosser Erzähler und Sprachkünstler, dessen Meisterschaft so unbestreitbar ist wie seine Modernität.

François Bondy

[1] Georges Simenon, André Gide, Briefwechsel, 1977; Erinnerungen: Als ich alt war, 1977; Brief an meine Mutter, 1978; Romane: Der Mörder, 1977; Der Verdächtige, 1977. Als Taschenbücher sind bisher erschienen: Brief an meinen Richter, 1977; Der Schnee war schmutzig, 1977; Die grünen Fensterläden, 1977; Im Falle eines Unfalls, 1977; Sonntag, 1977; Bellas Tod, 1977; Der Mann mit dem kleinen Hund, 1978; Drei Zimmer in Manhatten, 1978; Die Grossmutter, 1978; Die Verlobung des Monsieur Hire, 1978. Die Ausgabe wird fortgesetzt. Seit März erscheinen fortlaufend die Maigret-Romane.

OFFENHEIT FÜRS FREMDE

«Studien zur französischen Philosophie des 20. Jahrhunderts»

In dieser neugegründeten Reihe sind seit 1974 im Bouvier-Verlag Herbert Grundmann in Bonn sechs Bände erschienen, herausgegeben von Vincent Berning und Heinz Robert Schlette. Sie zeugen vom Willen der Herausgeber, den spannungsreichen Dialog zwischen «deutschem» und «französischem» Weltverständnis darzustellen: «Wenn übereinander nachgedacht wird, wenn mit der Offenheit, die der philosophischen Bemühung eigen ist, um das immer neue Verständnis dessen gerungen wird, was zu dem weiten Problemfeld der Philosophie gehört, dann wird auch Kritik nicht trennend wirken, sondern umgekehrt die Kommunikation nur noch dichter werden lassen.» Das ist ein Programm; die Problemstellungen sind interessant und anregend und zeugen von einer weitgehend selbständigen Auseinandersetzung junger Verfasser mit wesentlichen Texten und Fragen. Bezeichnend ist das Faktum, dass literarische wie theologische Perspektiven keineswegs ausgeklammert werden, ja bisweilen sogar den Ausgangspunkt bilden. In keinem Fall handelt es sich

um hermetische Schriften mit Fachjargon.

Alfred Rühling gibt einen Aufriss von Albert Camus' Auseinandersetzung mit der Frage nach dem «Sinn» des Lebens und dem «Sinn» menschlichen Leidens: *Negativität bei Albert Camus.* Eine wirkungsgeschichtliche Analyse des Theodizeeproblems. Er berücksichtigt auch die Diplomarbeit «Entre Plotin et Saint Augustin» des für zu viele nur durch den *Fremden* und die *Pest* bekannten Schriftstellers, dessen ideologisch vorurteilslose und lautere Stimme in den geistigen Auseinandersetzungen der letzten fünfzehn Jahre gefehlt hat, was zur Folge hatte, dass oft einem sehr anfechtbaren Sartre eine zu grosse Bedeutung zugemessen wird. Camus hat paradoxerweise durch sein Engagement bewiesen, dass dieses keinen grossen Sinn hat. Rühling kennt einen wesentlichen Teil der umfangreichen Sekundärliteratur und stellt oft überraschende Zusammenhänge her mit Nietzsche und Pascal, leider weniger mit Kafka und Kierkegaard. Im Zentrum des ersten Teils stehen unter dem Titel «Malum physicum und malum metaphysicum» die Gedanken über «L'homme absurde», im zweiten, «Malum morale», das mittelmeerische Bekenntnis zur Grenze und zur Substanz, ein Bekenntnis, das die Diesseitsbejahung und den Verzicht einschliesst, Menschenleben für politische Ziele zu opfern. In dieser Rückkehr zu einer statischen Weltschau liegt nach Rühling die Gefahr eines Verzichts auf jede historische Veränderung: die «Revolte» droht, dank ihrer ästhetischen Transfiguration schliesslich nur noch Pose zu sein.

Trotz der interessanten Gedanken ist der erste Band der neuen Reihe ärgerlich wegen der äusserst mangelhaften Darstellung. Der Umbruch ist unmöglich, der Inhalt französischer Zitate ist in deutscher Paraphrase oft schon vorweggenommen, der Autor ist unsorgfältig beim Zitieren, und der dank der grossen Schrift an und für sich gut lesbare Offset-Text ist voller Tippfehler. Die folgenden Bände sind besser redigiert; der hohe Preis lässt auf eine (zu) kleine Auflage schliessen.

*

Im Band 2 der Reihe untersucht Gabriele Merks-Leinen einige Probleme in Sartres Schrift «Qu'est-ce que la littérature?»: *Literaturbegriff und Bewusstseinstheorie.* Zur Bestimmung der Literatur bei Jean-Paul Sartre. Ausgehend von der Begründung, dass die Literatur allein mit dem Engagement verbunden ist, wobei die Poesie ausgeklammert wird, weil sie mit Worten arbeitet wie die Malerei mit Farben, doch nicht mit Zeichen, untersucht die Verfasserin die Sartresche Beschreibung der Künste und wendet sich im Schlussteil seiner Ästhetik und Bewusstseinstheorie zu. Je nachdem, ob das Werk des Künstlers einem rationalen, die Realität erkennenden und ihr Rechnung tragenden Akt entspringt oder aber ein magisch für sich konstituiertes gedankliches Gebilde ist, losgelöst von jedem real-weltlichen Hintergrund, gehört zu ihm das Engagement, verstanden als eine Art tätigen In-der-Welt-Seins, oder eben nicht. Eine gute interpretative Magisterarbeit, die über den ersten Teil von «Qu'est-ce que la littérature?» hinausgeführt werden und in eine Konfrontation von Sartres Theorie und Praxis der Literatur ausmünden sollte.

*

Ingrid Di Méglio erörtert das Thema *Antireligiosität und Kryptotheologie bei Albert Camus*, indem sie in chronologischer Folge die Äusserungen Camus' zu dieser differenzierten und subtilen Herausforderung an die gegenwärtige Philosophie und Theologie darstellt, ohne den Schriftsteller für das «christliche» oder «atheistische» Lager zu beschlagnahmen. Der Vorteil dieser Arbeit gegenüber jener von Rühling besteht in den Augen des nicht primär philosophisch orientierten Lesers im Faktum, dass die «religiösen» beziehungsweise antichristlichen Aspekte zunächst aus ihrem Kontext heraus interpretiert werden, bevor eine systematische Darstellung von Camus' Position im Lichte moderner (ev.) Theologie beleuchtet wird. Es entsteht allerdings eine Disproportion, indem vier Fünftel des Buches dem problemorientierten Kommentar gewidmet sind, wobei anstelle der Unterscheidung in Prosawerk und Theater vielleicht eine innere Gliederung des Werks von der behandelten Problematik her vorzuziehen gewesen wäre.

Beschränken wir uns hier auf die Ausführungen zum Absurden *(L'Etranger, Le Mythe de Sisyphe, Caligula)*. Wie sich jeder Camus-Leser erinnert, erscheint in *L'Etranger* die Sonne, die im Frühwerk den natürlichen Einklang mit dem Sein darstellt, als feindliches Element, das auf der Erde lastet und die Gedanken trübt; es gibt für Meursault keinen Ausweg: der «ungewollte» Mord führt ihn ins Gefängnis, liefert ihn einer verständnislosen Justiz und dem Tod aus. Die Existenz ist für ihn durch die Zerstörung des Gleichgewichts absurd und damit bewusst geworden. Dabei erscheint ihm auch kurz vor der Hinrichtung noch die Frage nach Gott als eine «Frage ohne Bedeutung», denn er weiss zwar, was in den Augen der Gesellschaft «Schuld» ist, nicht aber was Sünde sei, und so kann er sein vergangenes, natürlich-gleichgültiges Leben als instinktiv richtige Antwort auf die Absurdität des Seins nicht bereuen. Camus hat diesen Romanhelden den «einzigen Christus [genannt], den wir verdienen»: ein Fremder, der die Spielregeln der Gesellschaft nicht befolgt, weil er nicht lügen will, ein Mensch, der alle Rettungsangebote ausschlägt, der im Tod eine Erlösung sieht – allerdings nur seiner selbst! «So sind ‹Antireligiosität› und ‹Kryptotheologie› in *L'Etranger* eigenartig verwoben: gerade der ‹Fremde›, den Camus als ‹Christus› interpretiert, wird im Roman als ‹Antichrist› dargestellt! In den beiden Repräsentanten des christlichen Glaubens, die an der ‹leiblichen Wahrheit› Meursaults scheitern, zeichnet Camus das Christentum als eine gesellschaftliche Einrichtung, die als Buss-Institution eng mit dem Gericht zusammenarbeitet. Ihre Theologie ist gekennzeichnet von Gerichtsdrohungen oder Vertröstungen auf ein anderes Leben, die an die Bedingung geknüpft sind, diesem Leben abzusagen. So erscheint selbst das Gnadenangebot als Gesetz!»

Die Ablehnung der (christlichen) Hoffnung ist somit kein Verzicht, sondern, wie Ingrid Di Méglio bemerkt, freie Wahl: der von Pascal mit gewandter Rhetorik geforderte «Sprung» in den Glauben wird hier verweigert, aber auch der «Sprung» in die Ideologie eines Sartre, den Existentialismus. Für Camus gilt es, die unvermeidliche Trennung zwischen Ich und Welt auszustehen, an der Endgültigkeit und Begrenztheit unseres Lebens festzuhalten,

und das schliesst den Selbstmord – ob philosophisch oder physisch – ebenso aus wie den politisch nicht zu rechtfertigenden Mord als Selbstbestätigung von Terroristen.

*

Rupert Neudeck widmet seine 455 Seiten umfassende, zum Buch umgearbeitete Dissertation dem Thema *Die politische Ethik bei Jean-Paul Sartre und Albert Camus*. Im Zentrum steht eine Frage, formuliert von Martin Walser: «Wie kann man überhaupt leben; und dann noch mit anderen?» Das Unternehmen ist gewagt, bemerkt doch ein anderer Camus-Forscher, Etienne Barilier, in dem soeben erschienenen Werk «Albert Camus – philosophie et littérature» (L'Age d'homme, Lausanne, 1977), man habe schon seit einiger Zeit gemerkt, «qu'on ne saurait dégager de cette œuvre une philosophie, ni même une morale réellement fondée». Es hat den Anschein, dass der Gedankenschatz bei Camus in Deutschland und Frankreich sehr verschieden rezipiert wird, wobei es wahrscheinlich, wenn auch höchst bedauerlich ist, dass die französischsprachige Kritik kaum davon Kenntnis nehmen wird (Barilier zum Beispiel zitiert unter den Werken über Camus eine einzige Publikation in deutscher Sprache und übergeht völlig, wie übrigens auch die deutschen Verfasser, den enormen Beitrag der angelsächsischen Forschung zu Camus).

Der Aufbau des Werks von Rupert Neudeck entspricht dem Thema: nach einer Einleitung mit der notwendigen Umschreibung des Begriffs der «politischen Ethik» werden die Grundpositionen der beiden Autoren umrissen und die Frage nach «Werten» aufgeworfen. Im ersten Teil ergeben sich aus der kurzen Analyse der für die Problematik relevanten Werke Thesen, die prägnant formuliert und in ihrer bestechenden Klarheit davon zeugen, dass der Autor sich aus dem eigentlich Literarischen des Werks heraushält und so notgedrungen gewisse Aussagen vereindeutlicht, was natürlich sehr fragwürdig ist. Doch wer will dem Denker und Zeitkritiker verbieten, literarische Werke als Fundgrube für Denkanstösse zu betrachten?

Der zweite Teil, wie der erste zur Hälfte Camus und Sartre gewidmet, ist systematisch orientiert. Beide Hälften münden aus in einen «Ausblick auf eine ‹bessere› Welt», bei Sartre mit einem Fragezeichen.

Neudeck gelangt zu folgenden Bemerkungen über Sartre, der noch vor zwei Jahren von sich in einem Interview sagte, er habe immer geglaubt, dass die Anarchie, das heisst eine Gesellschaft ohne Machtausübung (sans pouvoirs) realisiert werden müsse: «Die ‹bessere Welt›, die kommen soll, besser: die wir schaffen sollen, in der ‹das Bedürfnis des Menschen sein unmittelbares Recht› ist, wird (nach Sartre) in ihrem Kommen aufgehalten von der starren bourgeoisen kapitalistischen Gesellschaftsstruktur, die als ihr Produkt den Neid (le monde de l'envie) und das Verbrechen erzeugt. Deshalb kann der Aufbau dieser ‹besseren Welt› nur durch die radikale Brechung dieser Gesellschaftsstruktur begonnen werden.» Sartre hat diesen utopischen Anarchismus unseres Wissens nie widerlegt. Ob seine unkritischen Anhänger einen besseren Ausweg kennen als Mathieu in der Trilogie *Les Chemins de la Liberté*, der die «Freiheit» in der terroristischen Aktion findet? Es bleibt das für einen

Camus unannehmbare Faktum, dass auf diese Art sinnlos Leben und auch jede Möglichkeit zur Freiheit ausgelöscht wird.

Wenn Sartre gegenüber dem Marxismus die Rolle des Subjekts nicht aufgab, so in viel stärkerem Mass Albert Camus; er sucht «kein (abstraktes) Heil, aber das konkrete Heilen». Wer dächte nicht an jüngst vergangene Ereignisse, wenn er etwa bei Neudeck liest, und der Satz ist im Einklang mit dem Denken von Albert Camus: «Der Wert des Menschenlebens muss unabdingbar sein, nur die äusserste Hoffnung auf eine *wirkliche* Verbesserung der Zustände für alle Menschen oder die äusserste Notwendigkeit und Abwendung einer grossen Gefahr für die ganze Gesellschaft können diesen Wert in Mitleidenschaft ziehen.» Das Buch, in dessen Anmerkung u. a. viele Texte von Kolakowski angeführt sind, ist bedenkenswert und sollte auch von Politikern genau gelesen werden.

*

Weiter sind in der Reihe noch zwei Werke erschienen, welche zwei im deutschen Bereich noch wenig bekannte französische Denker vermitteln und hier vorläufig angezeigt seien: Karl Albert, *Zur Metaphysik Lavelles.* Mit einer Bibliographie von Lucia Sziborsky. – Werner Müller, *Etre-au-monde.* Grundlinien einer philosophischen Anthropologie bei Maurice Merleau-Ponty.

Peter Grotzer

AMERIKA UND WESTEUROPA – EINE ATLANTISCHE ELITE FORMULIERT FÜHRUNGSAUFGABEN

«Die tiefgreifenden Veränderungen in der Weltpolitik, insbesondere die Schwierigkeiten im Ost-West-Verhältnis, die Auseinandersetzungen zwischen Industrie- und Entwicklungsländern und die neue Präsidentschaft in den USA, erfordern eine gründliche Analyse jener Probleme, vor denen die Länder Nordamerikas und Westeuropas stehen. Eine Arbeitsgruppe international renommierter Experten hat beim Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik unter der Leitung von Karl Kaiser (Direktor des Forschungsinstituts und der Universität Köln) und Hans-Peter Schwarz (Universität Köln) diese Fragen untersucht und veröffentlicht in diesem Band ihre Ergebnisse.» So präsentiert der Verlag einen umfangreichen Sammelband mit 21 Beiträgen.

So sehr die meisten Autoren betonen, wie grundlegend sich die wirtschaftlichen und weltpolitischen Verhältnisse verändert haben – die Schlussfolgerungen lassen sich ohne allzu grobe Vereinfachung auf den gemeinsamen Nenner bringen «weiter wie bisher – nur besser», besser im Sinne des Managements von Konflikten innerhalb der westlichen Länder, zwischen diesen, und mit dem Rest der Welt. Hans-Peter Schwarz warnt vor «grossen Alternativen» zum geltenden NATO-Konzept: von Entspannungspolitik ist keine Veränderung der Blöcke zu erwarten,

Gaullismus kann sich nur Frankreich leisten, die westeuropäische Sicherheitsgemeinschaft bleibt Chimäre. Der sowjetische «Neoimperialismus» hat für Schwarz die europäische Abhängigkeit von den USA, aber auch deren «commitment» zur Verteidigung Europas verstärkt – nur müsste die NATO auch Bedrohungen ausserhalb ihres geographischen Gebietes entgegentreten. Die Mittelmeer-Politik der Europäischen Gemeinschaft kann da eine stabilisierende Rolle spielen, auch wenn sie wirtschaftliche Konflikte mit den USA in sich birgt. Es ist, so Pierre Hassner, eben gerade eine permanente Herausforderung an die atlantischen Partner, mit «Unterschieden im Grade der Übereinstimmung oder Konkurrenz je nach Problembereich» zu leben. Dabei müssen Polarisierungen vermieden werden, zum Beispiel «zwischen den Vereinigten Staaten plus Westdeutschland (das von dem koreanischen oder israelischen Symptom befallen wäre) und den übrigen Europäern, die sich der Linken oder dem Neutralismus zugewandt hätten».

Die Europäische Gemeinschaft – trotz allem?

Die lateinische Linke in Europa erscheint in mehreren Beiträgen als Bedrohung – aber es fehlt eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Gründen ihres Erfolges, ganz zu schweigen von einer Suche nach Möglichkeiten, sie zu integrieren. Benjamin C. Roberts verdankt man die interessante Feststellung, dass die amerikanischen Gewerkschaften (die sich von den europäischen mit ihren Volksfront-Tendenzen abgewandt haben) mit den Kommunisten einig sind, was die Mitbestimmung der Arbeitnehmer betrifft: sie wird abgelehnt, um den Klassenkampf beziehungsweise die klaren Fronten bei Tarifverhandlungen aufrechtzuerhalten. Einbeziehung der Gewerkschaften in wichtige unternehmerische wie staatliche Entscheidungen ist aber laut Roberts nötig, wenn auch von den Arbeitern Opfer zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und Inflation verlangt werden. Im Spannungsfeld zwischen Staat und Markt fordern Norbert Kloten und Wilhelm Rall einen «Primat des Marktes», während Andrew Shonfield glaubt, die Rolle des Staates, namentlich für langfristige Entscheidungen, werde noch zunehmen – doch müsse sich der Staat bei der Versorgung mit öffentlichen Gütern marktgerecht verhalten. William Diebold lehnt Verallgemeinerungen für oder gegen «den Markt» ab und skizziert eine differenziert marktkonforme Reform des Weltwirtschaftssystems. Den OECD-Ländern schreibt er dabei eine Art gemeinsamer Führungsrolle zu – die wirtschaftliche Bedeutung der EG-Länder muss von den USA als (erwünschte) «countervailing power» in Rechnung gestellt werden. Mit der Diskrepanz zwischen wirtschaftlicher und militärischer Macht der EG lässt sich vielleicht leichter leben «als mit den Folgen einer Veränderung dieses Zustandes».

Noch deutlicher EG-freundlich gibt sich Martin J. Hillenbrand: «Wenn auch der Traum der fünfziger Jahre dahin ist, ein Stück Realität verbleibt, und es liegt klar im Interesse der Vereinigten Staaten, dabei zu helfen, es zu nähren und am Leben zu erhalten, in der Hoffnung, dass eines Tages schöpferische und weitblickende Menschen die Aufgabe wieder aufnehmen; die

Aufgabe, Europa zu bauen.» Welcher Europäer würde heute noch in solchen Tönen schreiben? Uwe Nerlich zweifelt an der Möglichkeit, atlantische und europäische Politik in Einklang zu halten: «Die vielleicht schwierigste Aufgabe Bonner Politik in den nächsten Jahrzehnten wird sein, dass es für die Bundesrepublik keine Alternative (zur) Rolle als Stabilitätspartner der Vereinigten Staaten gibt, dass aber der für die Bundesrepublik lebenswichtige Versuch politischer Harmonisierung in Westeuropa angesichts zunehmender Heterogenität gerade in den Vereinigten Staaten wenig Unterstützung finden wird oder kann.»

In der Bewertung der EG unterscheiden sich auch die Schlussfolgerungen der beiden Herausgeber. Hans-Peter Schwarz hat kaum Hoffnung auf einen Beitrag der EG als solcher zur «konzertierten Überwindung der Wirtschaftskrise» und zur Behauptung gegenüber der sowjetischen Herausforderung (der direkten militärischen wie jener auf dem Umweg über radikale Forderungen der Dritten Welt). In der EG haben sich «die Dinge im ganzen doch so negativ entwickelt, dass es nicht mehr ausreicht, sich von herzerwärmenden Hoffnungen auf die wundersamen Auswirkungen einer Direktwahl des Europäischen Parlaments über den Ernst der Lage hinwegtäuschen zu lassen». Trost ist für Schwarz höchstens die Erwartung, «dass selbst im schlimmsten Fall westeuropäischer und amerikanischer Pragmatismus halbwegs tragbare Lösungen finden würden». Karl Kaiser dagegen sieht in dem gewählten Parlament «eine zusätzliche politische Klammer» gegen den «fragmentierenden Nationalismus», den die EG einfach überwinden *muss*. Diese EG hat bei der Lösung globaler Probleme ihre spezifische Rolle zu spielen. In seiner kooperativen Grundhaltung verknüpft Kaiser die Nord-Süd-Problematik weniger direkt als Schwarz mit der Ost-West-Auseinandersetzung – in der illusionslose Entspannungspolitik weiterhin ihren Platz hat.

Die «Dummkopf-Allianz» ...

Gibt es also Nuancen in den Schlussfolgerungen, so fehlt dem Band doch ein wesentliches Element demokratisch-atlantischer Willensbildung: die Kontroverse, etwa um die Währungspolitik oder die Nuklearstrategie. Die Autoren, grösstenteils Politikwissenschafter, bevorzugen die abwägende Darstellung, in der Meinungs- und Interessenkonflikte zur Sprache kommen – aber nicht zum Ausbruch. Das wäre vielleicht anders, wenn der Band neben amerikanischen, britischen und deutschen Stimmen mehr französische enthielte. Selbst der einzige französische Autor, Pierre Hassner, scheint englisch geschrieben zu haben – so liesse sich erklären, wieso auf deutsch als Synonym zum Zwei-Säulen-Konzept die «Dummkopf-Allianz» genannt wird (von «dumb-bell», also einer Hantel mit den gleichgewichtigen Kugeln Europa und Amerika).

Die Autoren illustrieren ein Phänomen, das François Bondy beschreibt: es gibt mehr kulturell-wissenschaftliche Beziehungen zwischen den USA und den einzelnen europäischen Ländern als unter diesen – am ehesten treffen sich die Europäer in den USA (für sie ist Amerika noch Schmelztiegel, während sich die Amerikaner selber auf ihre «ethnischen» Ursprünge besinnen). Die Verfasser des Bandes sind ein Aus-

schnitt aus jener atlantischen Elite, von der Robert R. Bowie spricht: an den klaren Nachkriegsaufgaben des wirtschaftlichen Aufbaus und der Verteidigung gegen Osten wuchsen beidseits des Atlantiks Führungskräfte heran, für die Zusammenarbeit unter amerikanischem «leadership» kein Prestigeproblem war. Heute sind Aufgaben und Rollenverständnis komplizierter geworden – aber ein Grundstock kooperationsfähiger Eliten und Institutionen besteht noch. Auch in den Beiträgen von Wilhelm G. Grewe und Henry Owen über die trilaterale Kooperation (mit Einschluss Japans) wird amerikanischer Führerschaft eine entscheidende Rolle zugeschrieben – nur muss sie taktvoll genug auftreten.

Für François Duchêne ist die US-Führung nicht mehr umstritten: «In gewisser Weise kann man über die frühen siebziger Jahre der atlantischen Beziehungen als von einer Periode sprechen, in der die Amerikaner und Europäer wirklich begannen, sich an die enorme Machtverschiebung anzupassen, die durch den Zweiten Weltkrieg entstanden war. Die Amerikaner haben sich mehr daran gewöhnt, ihre Führungsrolle zu gebrauchen, die Europäer haben sich stärker als je zuvor mit ihrem Provinzialismus abgefunden. Dies ist verbunden mit einer wachsenden Hinwendung aller hochindustrialisierten Gesellschaften zu den innenpolitischen Problemen und ihrem abnehmenden Interesse an der ‹grossen› Politik, die für Eliten hierarchischer Gesellschaften so faszinierend ist. Dies führt zur Entschärfung von Machtauseinandersetzungen und nimmt imperialistischen Vorstellungen vieles von ihrer Relevanz.» Beruhigend ist dieser Zustand nicht: unterschiedliche Reaktionen auf die internen und weltweiten Forderungen nach Umverteilung können zu Konflikten führen, und: «Der Fehlschlag, alle europäischen Länder in einen echten gemeinsamen Entscheidungsprozess einzubinden, bedeutet, dass mehr und mehr von ihnen, eingeschlossen grosse Länder wie Grossbritannien, Frankreich und Italien, sich stillschweigend in ihrer Verteidigung auf Deutschland und Amerika verlassen, während sie allmählich zu anderen Prioritäten übergehen.» Mit andern Worten: es braucht bei aller Pragmatik eben doch auch «grosse» Politik – selbst wenn die Wissenschafter sie kaum mehr zu denken und die Politiker schon gar nicht auszuführen wagen.

Daniel Goldstein

[1] Amerika und Westeuropa. Gegenwarts- und Zukunftsprobleme. Herausgegeben von Karl Kaiser und Hans-Peter Schwarz. Belser-Verlag, Stuttgart und Zürich 1977.

MUSIK UND GESELLSCHAFT IN EIGENWILLIGER SICHT

Jacques Attali, seines Zeichens Universitätsprofessor in Paris und Wirtschaftsberater des französischen Sozialistenführers Mitterrand, behandelt in seinem Werk «*bruits. essai sur l'économie politique de la musique*» entgegen dem Titel nicht nur wirtschaftliche Probleme im Bereich der Musik, sondern er gibt vielmehr eine essayistisch geraffte Geistesgeschichte der Musik im Abriss.

Das schmucke Buch zeigt auf dem Umschlag das Gemälde «Fasching und Fasten» Pieter Breughels des Älteren im Kunsthistorischen Museum Wien. Der Kampf zwischen den beiden Polen des Volkslebens der damaligen Zeit wird Attali zum Leitthema seines Buches. Er kehrt immer wieder zu einzelnen Szenen des vielfigurigen Bildes zurück, um seine Gedanken zu veranschaulichen, und der geneigte Leser selber wird wohl hie und da von allzu abstrakten Formulierungen ermüdet sein Auge über die lebenspralle Welt des Flamen gleiten lassen ... Im ersten von fünf Kapiteln reduziert Attali seine Ideen zusammenfassend auf die wichtigsten Grundlinien, was ihn zu kühnen Vereinfachungen und fragwürdigen Interpretationen zwingt. Dann beginnt der Gang durch die Musikgeschichte. Attali gliedert sie in drei «Etappen», in denen jeweils eine Funktion der Musik überwiegt. In der ersten Zeitspanne, die etwa bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts dauert, komme der Musik die Aufgabe zu, die Allgegenwart der Gewalt vergessen zu lassen, indem sie den Lärm, Abbild der Gewalt und Symbol für den Mord, in geordnete Bahnen lenke und so zum Abbild der in der Gesellschaft geltenden Ordnung werde, ja diese Ordnung erst begründe. Gestützt auf eine Theorie René Girards behauptet Attali, dass man sich gegen die Gewalt mittels eines Opfers zu schützen versuche, dass der Gewalt der Lärm entspreche und dass die Musik als gebändigter Lärm somit ein symbolisches Opfer (*«simulacre d'un sacrifice»*) darstelle. Musik zu hören komme dem Erleben eines Ritualmordes gleich.

Im zweiten Abschnitt, dem das 18. und 19. Jahrhundert bis zur Verbreitung der musikalischen Aufnahmen angehören, soll die Musik nach Attali an die Harmonie der Welt glauben machen und die Tauschordnung legitimieren. Dies geschehe durch ihre Aufführung. Während zuvor die Musik noch ganz ins gesellschaftliche Leben eingebunden gewesen sei, erhalte sie jetzt eigenständiges Dasein; im Zuge der fortschreitenden Arbeitsteilung werde sie zum Monolog der Spezialisten. Der Musiker wandle sich vom Dienstboten zum Unternehmer, den Regeln und Widersprüchen der kapitalistischen Wirtschaft unterstellt. Mit dem Durchsetzen der Festlegung in Noten, der Festigung einer rationalen Ordnung und der Definition der klassischen musikalischen Harmonie gelinge dem europäischen Bürgertum eine seiner schönsten geistigen Leistungen, nämlich seiner notwendigen Ordnung einen theoretischen und ästhetischen Unterbau zu geben, «*faire croire en donnant à entendre*» (S. 123).

Diese Leistung habe jedoch nicht lange Bestand. Aus dem geschaffenen System heraus entwickelten sich Kräfte, die darüber hinausdrängen und es allmählich zerstören. Es entstehe das Bedürfnis, besonders denkwürdige Auf-

führungen von Musikwerken dauernd für die Nachwelt festzuhalten: Edison erfindet 1877 den Phonographen, dessen Weiterentwicklung zur Schallplatte und zum Tonband die Musik grundlegend beeinflusst und damit das Zeitalter der Wiederholung einleitet, wo die Musik dazu diene, die andern Geräusche der Menschen zu übertönen und allfällige Opposition zum Schweigen zu bringen. Dieser letzten Etappe der Musikgeschichte ist eine eingehende Analyse gewidmet, ausgehend von den totalitären Systemen, doch immer auf die westliche Gesellschaft kapitalistischer Prägung hinzielend. Attalis zentrale These will wahrhaben, dass die Musikkonserve sowohl die Musik selber wie die Macht in der Gesellschaft und sämtliche wirtschaftlichen Beziehungen einer Umwälzung unterwerfe. Eine Erfindung, ursprünglich dazu ausersehen, die Aufführung eines musikalischen Werkes der Nachwelt zu überliefern, wird somit zum Ausgangspunkt einer Entwicklung, die das zu Erhaltende (die Musikpflege mit der Aufführung als Mittelpunkt) zerstört und einer neuen Gesellschaft zum Entstehen verhilft. Die Aufführung wird zum Sklaven der Schallplatte; sie muss dem von dieser bestimmten Geschmack entsprechen, will sie Erfolg haben. Damit verliert sie die ihr eigene Unmittelbarkeit und Einmaligkeit, das Risiko, entgegen den Erwartungen auszufallen; sie dient der Konserve als Schaufenster zur Absatzförderung.

Die Möglichkeit, vordem Einmaliges auf einen Träger zu bannen und beliebig zu wiederholen, erstreckt sich über die Musik hinaus auf die visuellen Künste; man kann also von einer grundsätzlichen Möglichkeit, Zeit aufzubewahren, sprechen. Ironischerweise braucht es aber wiederum Zeit, um das Lagergut zu nutzen. Attali erblickt hierin den Hauptwiderspruch der Konservengesellschaft: «*L'homme doit consacrer son temps à produire les moyens de s'acheter l'enregistrement du temps des autres, perdant non seulement l'usage de son temps, mais aussi le temps nécessaire à l'usage de celui des autres.* (...) *On achète plus de disques qu'on ne peut en entendre. On stocke ce qu'on voudrait trouver le temps d'entendre. Temps d'usage et temps d'échange s'entre-détruisent*» (S. 201).

Eine weitere Kluft entsteht zwischen der volkstümlichen Musik der Schlager, des Jazz und der Unterhaltung einerseits, der «gelehrten» Musik der anspruchsvollen Hörer anderseits. Attali klagt kulturkritisch die serienmässig hergestellte, allgegenwärtige Musik der Repression, der Manipulation, der sinnlosen Lärmerzeugung an. Diener seiner völlig technisierten Instrumente, schaffe der Musiker nicht einmal mehr selber Musik, sondern er überwache bloss, was sein Rechner hergibt. Sein Produkt sei nur noch einer Elite zugänglich, die es finanziere und ihn dadurch den Mächtigen mehr denn je unterwerfe.

Diese Entwicklung kann nach Attali nur in den geistigen Weltuntergang der völligen Sinnlosigkeit münden. Der Verfasser vermag nur wenige hoffnungsvolle Anzeichen eines allmählichen Wandels zu erkennen, die er in verschwommenen Umrissen als eine Utopie skizziert, in der die Musik als Tätigkeit (*«composition»*) ihren Sinn in sich selbst finde, die Arbeitsteilung und die Aufspaltung der Gesellschaft in Rollen (Produzenten und Konsumenten) überwindend; sie gibt sich ganz dem Genuss der Instrumente, der Kommunikationswerkzeuge und der ge- und er-

lebten Zeit hin. Anzeichen seien die wieder gesteigerte Entwicklung neuer Musikinstrumente, der «*free jazz*», das Entstehen von Amateurorchestern, die gratis spielten, das gestiegene Ansehen der Improvisation, der Selbstbetrachtung, des Selbermachens. Jedoch seien die Gefahren gross, denn am Ausgang der Konservengesellschaft lauere eine «phantastische Unsicherheit».

Grundlegend ist für den Autor die Hypothese, die Musik sei gewissermassen der Vorläufer der Gesellschaft, aus ihrer Entwicklung lasse sich die spätere gesellschaftliche Verfassung vorhersagen; hier zeige sich ihr prophetisches Wesen. Man könne also, und das ist gerade die Absicht des Verfassers, nicht nur *über* die Musik theoretisieren, sondern *mittels* der Musik, das heisst sie als Erkenntniswerkzeug benützen. Das genannte Zuordnungsverhältnis bleibt jedoch unscharf. Mozart oder (!) Bach widerspiegle den Harmonietraum des Bürgertums besser als die ganze politische Theorie bis ins 19. Jahrhundert. Joplin, Dylan oder Hendrix sagten mehr über den Traum der Befreiung der sechziger Jahre aus als irgend eine Krisentheorie. Nur wenige Seiten später findet Attali jedoch, Bach allein habe fast das ganze Feld des Möglichen im tonalen System und selbst darüber hinaus abgesteckt und damit zwei Jahrhunderte industriellen Abenteuers angekündigt. Das tönt recht verdächtig nach einer Voraussage im nachhinein. Der Transmissionsmechanismus zwischen Musik und Gesellschaft wird nicht behandelt. Das Buch ist reich an Behauptungen, die mit dem rhetorischen Schwung und der sprachlichen Brillanz eines französischen Intellektuellen vorgetragen werden, doch die Evidenz hiefür ist dürftig, beliebig und angreifbar. Vieles bleibt im Nebel des spätmarxistischen Vokabulars verhüllt.

Vollends grotesk sind schliesslich einige Bemerkungen Attalis zum Verhältnis von Musik und Wissenschaft. Trotz einigen Verbeugungen vor Marx dient ihm seine Lehre wenig. Auch die klassische Ökonomie und ihre Nachfolger werden nur im engen Bereich der industriellen Verwertung der Musik zitiert. Beide werden dagegen mit dem folgenden Satz relativiert: «*Die ganze Wirtschaftstheorie des neunzehnten Jahrhunderts war im Konzertsaal des achtzehnten eingeschlossen und kündigte die Politik des zwanzigsten an*» (S. 116). Die Harmonievorstellungen der Musik im 18. Jahrhundert bezweckten mit folgendem Gedankengang eine gesellschaftliche Harmonie glaubhaft zu machen: wie kann eine Gesellschaft, die eine derartig harmonische Musik hervorbringt, nicht selber harmonisch und von Gott gewollt sein? Die Legitimationsfunktion sei später an die Nationalökonomie mit ihren Gleichgewichtsvorstellungen übergegangen. «*Vor der Nationalökonomie wird somit die Musik für das Bürgertum zum Religionsersatz, zur Verkörperung einer idealen Menschheit, zum Abbild einer abstrakten, konfliktlosen und harmonischen Zeit, einer absehbaren und beherrschbaren Geschichte*» (S. 124).

Immerhin gelingt es Attali, bei der Behandlung der Konservengesellschaft einige echte ökonomische Probleme aufzuzeigen. Er spricht davon, dass bei der Lancierung einer Schallplatte *gleichzeitig Angebot und Nachfrage* durch den Hersteller geschaffen werden müssten, dass also der Werbung und dem Verkaufswesen grösste Bedeutung zukommen. Wenn dem so ist, verlieren der Preis und die Idee vom Gleichgewicht

in einem Markt einen grossen Teil ihrer Bedeutung zugunsten anderer Grössen, zum Beispiel des Rangs der betreffenden Platte auf der sogenannten Hit-Parade, der Rangliste der nach irgend einem Kriterium «beliebtesten» Platten. Die Hit-Parade verleiht dem Produkt somit erst seinen Wert. Da zudem die Herstellkosten und die Verkaufspreise vergleichbarer Platten weitgehend identisch sind, entscheiden nicht mehr wirtschaftliche Kriterien über den Absatz einer bestimmten Platte, sondern die Absatzstrategien. Dies erfordert Möglichkeiten zur Verbreitung der Werbebotschaft, unter denen dem Radio «im Herzen der Manipulation» der erste Rang zukomme. Dann ist aber zu erklären, warum Platte A Erfolg gehabt hat, Platte B jedoch nicht, obwohl etwa die Werbeanstrengungen umgekehrt proportional zum Erfolg waren. Attali übersieht diese Frage nicht, kann sie aber auch nicht lösen. Ähnliche Fragen stellen sich in zahlreichen anderen Industrien, wo die Grenzkosten im Verhältnis zu den Fixkosten klein sind, wie in der Pharmazeutika-Industrie, im Verkehrswesen und bei der Energieerzeugung. Man hat es nicht mit grundsätzlich neuen Fragen zu tun, wohl aber mit solchen, welche die Phantasie der Wirtschaftspolitiker mehr als andere angeregt und deshalb zu oft bizarren Eingriffen in das freie Spiel der Kräfte geführt haben. Mit Attali deshalb in Endzeiterwartungen zu verfallen, das Ende der Musik, der Wirtschaftswissenschaft und unserer ganzen Kultur zu erwarten und den bevorstehenden Sieg des allumfassenden Unsinns zu verkünden, scheint immerhin nicht hinreichend begründet.

Frank Rühl

Jacques Attali: Bruits. Essai sur l'économie politique de la musique. Presses Universitaires de France, Vendôme 1977.

Um im Alltag und Sport fit zu bleiben, ist eine ausgewogene Ernährung besonders wichtig. Ovomaltine ist die ideale Mischung von all dem was stärkt und verbrauchte Energie ersetzt. Darum ist Ovomaltine gut und gibt das Beste zu einem guten Tag.

HINWEISE

Hölderlins Nachtbeschäftigung

Lange Zeit hat man Hölderlin die Fähigkeit, «nüchtern» philosophieren zu können, abgesprochen. Diese Einstellung mag zum Teil durch den fragmentarischen Charakter der philosophischen Aufsätze bedingt gewesen sein. Anderseits war die Terminologie der frühen Fragmente dermassen verwirrend, dass man sie nur für misslungene Versuche, Kant und Fichte zu interpretieren, gehalten hat. Auch widerspiegelt sich in den Briefen ein eigentümlich ambivalentes Verhältnis zur Philosophie.

«Die Philosophie ist eine Tyrannin, und ich dulde ihren Zwang mehr, als dass ich mich ihm freiwillig unterwerfe», schreibt Hölderlin in einem Brief vom 24. Februar 1796 an Immanuel Niethammer. Und an den Bruder heisst es ein paar Monate später: «Philosophie musst Du studieren, und wenn du nicht mehr Geld hättest, als nötig ist, um eine Lampe und Öl zu kaufen, und nicht mehr Zeit, als von Mitternacht bis zum Hahnenschrei.» Seit einiger Zeit beschäftigt sich nun die Hölderlin-Forschung mit den philosophischen Aufsätzen. Dabei hat sich herausgestellt, dass die Analyse der späten poetologischen Texte, die die bedeutendsten sind, sich nicht als förderlich erwiesen hat, weil man weder Hölderlins Denken in seiner folgerichtigen Genese noch in seiner systematischen Geschlossenheit rekonstruieren konnte. *Friedrich Strack* unternimmt es nun in seinem Essayband *Ästhetik und Freiheit* zum erstenmal, die frühen Entwürfe «*Über das Gesetz der Freiheit*» und «*Über den Begriff der Strafe*» einer genauen Analyse zu unterwerfen. Diese Aufsätze stellen den Versuch dar, das poetische Schaffen auf das moralische Prinzip der Freiheit zu gründen. Unter Berufung auf Kant versucht Hölderlin dessen «Grenzlinie» zu überschreiten, indem er einen Terminus der Moral zur Grundlage des ästhetischen Urteils macht. Unter Einfluss von Schiller bemüht er sich, Kants Ethik in eine Produktionstheorie zu verwandeln, die das romantische Denken beeinflusst hat.

Der Autor kommt zum Schluss, dass gerade die frühen Fragmente die Ansatzpunkte bilden, aus denen die späteren ästhetischen und poetischen Werke Hölderlins zu verstehen sind. *(Max-Niemeyer-Verlag, Tübingen, 1976.)*

Marianne Weinberg

Goethes Gemmen-Sammlung

Im *Verlag VEB E. A. Seemann in Leipzig* ist im Zusammenhang der Reihe «Goethes Sammlungen zur Kunst, Literatur und Naturwissenschaft» der Band «Die Gemmen aus Goethes Sammlung» erschienen. *Gerhard Femmel* hat die Ausgabe bearbeitet, *Gerald Heres* den vollständigen Katalog. Bekanntlich ist die Glyptik, die auf geschnittene Steine bezogene Wissenschaft und Liebhaberei, jenes Gebiet der Kunst, das die antikisierenden Bestrebungen der Goethezeit konzentriert sichtbar macht. Kostbarkeit und Farbenschönheit der Steine, Fülle mythologischer Motive und relative Verfügbarkeit des Sammelgutes

machten das Gemmensammeln beliebt. Der sorgfältig gestaltete Band zeigt Goethes Sammlung in farbigen und schwarzweissen Abbildungen mit genauer Beschreibung. Von besonderem Interesse dürfte die Zusammenstellung der «Zeugnisse» sein, jener Textstellen und Briefe, die auf Goethes lebenslange Vertrautheit mit seinen Gemmen verweisen.

Shakespeare inszenieren

Im neu gegründeten *Verlag Ulrike Jauslin* (Bottmingen BL), wo man es unter Postfach 4024 Basel auch direkt beziehen kann, ist eine Sammlung von Gesprächen mit Regisseuren wie Peter Brook, Trevor Nunn, Konrad Swinarski, Giorgio Strehler, Hans Hollmann und anderen erschienen. Die Gespräche führten *Ralph Berry* und *Christian Jauslin*. Das Problem der schöpferischen Interpretation wird in diesem hundertneunzig Seiten starken Band, der 32 Seiten Abbildungen enthält, von höchst unterschiedlichen Künstlerpersönlichkeiten kritisch besprochen. Zwischen Werktreue, die stets auf neue zu definieren ist, und äusserster Gegenwartsbezogenheit, die sich zuletzt in freien Bearbeitungen ausdrückt, spannt sich der Bogen dieser Bemühungen, die auch dem Laien vielleicht verständlich machen, warum es keine kanonisierte Inszenierungsweise der Klassiker geben kann. Dem Theaterfachmann aber erschliesst die Publikation Hintergründe und Selbstinterpretationen der Arbeitsweise von zehn führenden Regisseuren unserer Zeit.